

Manch einer mag es als zeitvertreibende Marotte eines nicht vom Streß der Seelsorge geschundenen Klerikers betrachten, was ich mir seit vielen Jahren zur Gewohnheit gemacht habe. Wenn im Urlaub oder auf Ausflügen mein Weg an Kirchen vorbeiführt, dann interessieren mich nicht allein deren architektonische und künstlerische Kostbarkeiten oder die Gestaltung des Altarraumes (wenn es vor allem eine katholische Kirche ist), sondern in jedem Fall nehme ich verschiedene Aushängeschilder einer Pfarrgemeinde, den Schaukasten, den Schriftenstand und den Pfarrbrief kritisch unter die Lupe. Auswahl und Anordnung der Plakate werden dabei ebenso begutachtet wie das Angebot der Schriften und die Gestaltung der Gottesdienstordnung. Schließlich lernt man im Leben nie aus und ist stets für Anregungen dankbar. Doch dies allein wäre mir zu wenig. Meine bisher gemachten Erfahrungen lehren, daß solche Aushängeschilder Entscheidendes über den inneren Zustand, über die Wesensmitte einer Pfarrei auszusagen vermögen. Schlampige und lieblose Aufreihungen sind meist ein Bild dafür, wie steril es um das gottesdienstliche und pfarrliche Leben bestellt ist. Gekonnte und sauber-kreative Darstellungen bezeugen häufig Lebendigkeit und Ausstrahlung einer Gemeinde. Keineswegs möchte ich diese meine Erfahrungen ideologisieren – auch hier bestätigen Ausnahmen die Regel – aber diese sog. Gütezeichen einer Pfarrei sind ohne Zweifel ein Gradmesser dafür, wie es um Martyria, Liturgia und Diakonia, wie es also um die drei Grundvollzüge menschlich-christlicher Existenz in einer Gemeinde steht.

1. Anspruch und Defizite der erneuerten Liturgie in den Gemeinden

1.1 Die zentrale Bedeutung der Liturgie

Nicht von ungefähr habe ich eben die Liturgia in die Mitte dieser drei Grundfunktionen gestellt. Gerade sie ist ja bis in unser Jahrhundert herein als heiliges Erbe betrachtet worden, an dessen überliefertem Bestand nicht gerüttelt werden durfte. So verwundert es eigentlich nicht, wenn die wesenhafte Frömmigkeitsweise der römischen Liturgie, die sich zur Liturgie der ganzen abendländischen Welt entwickelt hatte, dem christlichen Volk mit der Zeit fremd geworden war. Dieser mißliche Zustand wurde sowohl von kirchenamtlicher Seite wie auch von den Gläubigen selbst als bedrückend empfunden. Seine Beseitigung haben sich die Biblische und Liturgische Bewegung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zum Ziel gesetzt, deren jahrzehntelange Arbeiten und Bemühungen in die „Konstitution über die Heilige Liturgie“

¹ Dieser Beitrag ist die erweiterte Fassung einer Gastvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum vom 24. Juni 1981, den ich in großer Dankbarkeit meinem hochverehrten Herrn Bischof, Professor Dr. Paul-Werner Scheele von Würzburg widmen möchte.

des Vatikanum II Eingang fanden. Ihr Bestreben, „die kirchliche Disziplin den Bedingungen unserer Zeit anzupassen“², hat einen wesentlichen Neubeginn innerhalb des gottesdienstlichen Lebens eingeleitet.

Diese Konzilskonstitution bezeichnet die Liturgie als den „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“³, ja kein anderes Tun der Kirche kann die Wirksamkeit der Liturgie an Rang und Maß erreichen.⁴ Diese hervorragende Stellung des Gottesdienstes im Gesamt des kirchlichen Lebens wurde von der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland ausführlich behandelt und bekräftigt. Der Beschlußtext „Gottesdienst“ der Würzburger Synode spricht eine deutliche Sprache: „Nach der Überzeugung der Christen unterscheidet sich die gottesdienstliche Versammlung, wesentlich von anderen Zusammenkünften und kirchlichen Veranstaltungen. Denn in der liturgischen Versammlung wird die Gegenwart des Herrn gefeiert . . . Er stärkt den Glauben seiner Gemeinde und eint sie in seiner Liebe“.⁵ Weil eben die befreiende Tat Gottes durch Jesus Christus in der gottesdienstlichen Versammlung gegenwärtig wird, deshalb kommen die Christen zusammen, um ihren Glauben zu bekennen, Dank zu sagen und zu bitten. „Sie feiern nicht, um dem Alltag zu entfliehen, sondern um ihn in der Kraft Gottes zu bestehen im Dienst am Nächsten.“⁶

Konzil und Synode ordnen also die Liturgie als primäre Aufgabe des kirchlichen Lebens ein. Vielleicht ist von daher einsichtig, warum ich die Leiturgia in die Mitte der drei Grundvollzüge menschlich-christlicher Existenz gestellt habe. Doch bedeutet dies keineswegs eine Geringschätzung oder gar Abwertung der anderen Aufgaben der Kirche. Vielmehr sollen sie gleichwertig gesehen und vollzogen werden, was natürlich zeitweise oder situationsbedingt eine stärkere Berücksichtigung einer dieser Aufgaben nicht ausschließt. Deshalb muß das Wirken der Kirche und des einzelnen Christen dauernd in seiner ganzen Breite überprüft werden, damit zu jeder Zeit und an jedem Ort bevorzugt das geschieht, was hier besonders notwendig und wirksam ist.⁷ Alle drei Grundfunktionen brauchen sich also gegenseitig, was zur Folge hat, daß die Leiturgia abgestützt sein muß durch Martyria und Diakonia, diese

² Hermann Schmidt, Die Konstitution über die Heilige Liturgie, Freiburg/Br. 1965, 60. – Vgl. auch Emil Joseph Lengeling, Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch (hrsg. von Klemens Richter), Freiburg/Br. 1981, 20–22.

³ Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 10.

⁴ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 7. – Emil Joseph Lengeling, Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch, 23 f und 44.

⁵ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (Offizielle Gesamtausgabe I), Freiburg/Br. 1976, 197 (Beschlußtext „Gottesdienst“ 1).

⁶ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, 198 (Beschlußtext „Gottesdienst“ 1).

⁷ Vgl. Karl Schlemmer, Problematik der sonntäglichen „Festesfeier“, in: Heiliger Dienst Nr. 2/1978, Salzburg, 49.

hingegen ihre Mitte in der Leiturgia voll bejahen. So gesehen vermag dann der Gottesdienst „dem Menschen im Alltag wirklich einen weiteren Horizont, eine klarere Linie, eine festere Überzeugung, und auch ganz schlicht wieder etwas mehr Mut, Freude und Freiheit für sein Leben zu verschaffen“.⁸ Denn der Gottesdienst ist nicht ein Ding kirchlicher Sonderwelt, sondern Ereignis und Geschenk im spontanen täglichen Geschehen und Dasein. Doch erhebt sich sofort die bange Frage: werden die Bemühungen der liturgischen Erneuerung diesen Anforderungen gerecht?

1.2 Defizite der gottesdienstlichen Wirklichkeit

In den Herbstmonaten des Jahres 1979 wurde das Ergebnis einer Erhebung bekannt, die gezielt die Einstellung der regelmäßig praktizierenden Katholiken zur Neuordnung der Meßliturgie zu eruieren versuchte. Sprachen sich im Jahr 1977 noch 61 % für die neue Form aus und 23 % gegen sie, dann begrüßten gut zwei Jahre später nur 41 % die erneuerte Messe, aber schon 42 % waren dagegen.⁹ Diese Verschiebung ist zunächst alarmierend und wohl schwerlich in Einklang zu bringen mit der insgesamt positiven Bilanz, die von der Deutschen Bischofskonferenz auf ihrer Herbsttagung 1979 zur nun fast abgeschlossenen Liturgiereform gezogen wurde.¹⁰ Unwillkürlich stellt sich hier sofort die Frage nach den Gründen. Die Antwort darauf wird auf verschiedenen Ebenen gegeben werden müssen.

Ganz allgemein läßt sich festhalten, daß bei der Verwirklichung des liturgischen Reformwerkes die Hin- und Einführung von Priestern und Gemeinden nicht der Zügigkeit der Durchführung standgehalten hat. Die verschiedenen Reformen der gottesdienstlichen Vollzüge wurden fast ausschließlich in den Amtsblättern der Diözesen dekretiert, und es kamen Verfügungen, ab welchem Datum sich etwas ändert; doch warum dies geschieht und welch geistlicher Gewinn für das Glaubensleben damit verbunden sein kann, das wurde

⁸ Hans Küng, *Gottesdienst – warum?* (Theologische Meditationen 43), Zürich–Einsiedeln–Köln 1976, 28. – Siehe auch Karl Schlemmer, *Gottesdiensthelfer*, Würzburg 1979, 12.

⁹ Dieses Zahlenmaterial wurde durch das Allensbacher Institut ermittelt und erstmals von Joseph Kardinal Höffner in seinem Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 1979 in Fulda vorgestellt (vgl. Joseph Kardinal Höffner, *Pastoral der Kirchenfremden*, in: *Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz* Nr. 7. Hrsg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 38). – Diese Zahlen stellte der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz (Dr. Josef Homeyer) einer breiteren Öffentlichkeit vor in seinem Festvortrag zum 10jährigen Jubiläum von „Theologie im Fernkurs“ der Domschule Würzburg am 11. Mai 1980 in Würzburg.

¹⁰ Vgl. *Herder-Korrespondenz*, 33. Jahrgang, Heft 11, Freiburg/Br. 1979, 540–541. – Welche Logik zwischen den Ausführungen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz (vgl. Anm. 9) besteht und der positiven Bilanz, die diese zur Liturgiereform zog, ist nicht recht einzuordnen und wird wohl ihr Geheimnis bleiben. In diesem Zusammenhang sind auch weitere Motive für oder gegen den Gottesdienstbesuch zu bedenken; vgl. Karl Forster (Hrsg.), *Religiös ohne Kirche?*, Mainz 2/1978, 17–19.

abgesehen von wenigen Ausnahmen kaum vermittelt.¹¹ Dadurch waren Priester und Gemeinden in verschiedener Hinsicht überfordert.¹²

Ohne Zweifel hat ein nicht unbedeutender Prozentsatz von Priestern trotz der von der Liturgiekonstitution ausdrücklich geforderten Fortbildung¹³ immer noch nicht begriffen oder begreifen wollen, daß das Vatikanum II eine Reform der Liturgie und nicht eine Reform der Rubriken intendierte.¹⁴ Auf diese Weise haben viele Priester nur aus Gehorsam gegen Papst und Bischöfe und ohne innere Überzeugung die Änderungen vollzogen. Daher kleben sie an jeder Vorschrift und jedem Wort der neuen liturgischen Bücher. Erwünschte Kreativität in den Freiräumen der erneuerten Gottesdienststruktur sowie Partnerschaft mit den Gottesdienst Helfern und der Gemeinde beim Vollzug der liturgischen Feiern bleiben weiterhin Fremdwörter. Von daher sind natürlich kaum Voraussetzungen gegeben, um die Erschließung der erneuerten Gottesdienstformen für die Gemeinde fruchtbar werden zu lassen. Somit erfolgt keine Adaption, und der Ruf von vielen Gläubigen nach dem Altbewährten und Vertrauten ist dann sogar verständlich. Zudem bleiben für viele Gemeinden Gottesdienstfeiern eine Illusion, die geprägt sind von der Ruhe und Ausstrahlungskraft des Liturgen und der Mitfeiernden, da aus verschiedenen, manchmal begreifbaren Gründen Hetze dominiert und um jede Minute geizt wird.¹⁵ Liturgie als Fest und Feier braucht aber Zeit und entspringt einem frohen Glauben und tiefer Frömmigkeit.¹⁶

Zu diesen Defiziten im praktischen Vollzug kommen noch soziographische Umschichtungen in den christlichen Gemeinden, die auf die Gottesdienstmitfeier nicht ohne Wirkung blieben. Wir dürfen je nach ihrer unterschiedlichen Stellung zur Gemeinde von fünf verschiedenen Gruppen ausgehen:

¹¹ Vgl. Karl Schlemmer, Liturgiereform in der Sackgasse?, in: Heiliger Dienst Nr. 2/1975, Salzburg, 79. – Rudolf Ruppert, Lebendige Liturgie – ein Lernprozeß der ganzen Gemeinde, Frankfurt/Main 1975, 13f.

¹² Über die Defizite im Gefolge der Liturgiereform schreibt anschaulich und lebensnah: Robert Stangl, Der Ruf nach der Tridentinischen Messe, in: Bibel und Liturgie, 53. Jahrgang, Heft 4, Klosterneuburg 1980, 231–235. – Zur liturgischen Bildung von Priestern und Laien vgl. Emil Joseph Lengeling, Kritische Bilanz, Regensburg 1976, 48–56 und 105–112.

¹³ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 14–19. – Stefan Blarer, Das Unbehagen im Gemeindegottesdienst. Luzern–München 1978, 86f.

¹⁴ Vgl. Emil Joseph Lengeling, Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch, 113.

¹⁵ Zur Gottesdienstgestaltung vgl. Karl Schlemmer, Gottesdienst Helfer. 12–18. – Winfried Blasig, Für einen menschengerechten Gottesdienst, München 1981, 51–81. – Hier sei vor allem verwiesen auf ein „geistliches Werkbuch“, das stets bei der spirituellen Darstellung der einzelnen liturgischen Elemente konkrete Hinweise für die Praxis gibt: Günter Duffrer, Gottesdienst – Bestimmung und Praxis, München 1975.

¹⁶ Über Liturgie als Fest und Feier vgl. Josef G. Plöger (Hrsg.), Gott feiern, Freiburg/Br. 1980, 17–68. – Hermann Josef Spital, Die Messe als Feier, in: Theodor Maas-Ewerd und Klemens Richter (Hrsg.), Gemeinde im Herrenmahl, Freiburg/Br. 1976, 35–42. – Adolf Exeler, Eucharistiefeier – Fest des Aufbruchs, in: Theodor Maas-Ewerd und Klemens Richter (Hrsg.), Gemeinde im Herrenmahl, 43–50. – Theodor Schnitzler, Was die Messe bedeutet, Freiburg/Br. 1976, 20f. – Karl Schlemmer, Kinder feiern das Fest der Freude, Würzburg 1981, 9–12. – Stefan Blarer, Das Unbehagen im Gemeindegottesdienst, 95–97.

- die in der Pfarrgemeinde engagierten Christen, die den jeweiligen „Kern“ bilden;
- die volkskirchlich geprägten Christen, zu denen sowohl die dem übrigen Gemeindeleben eher passiv gegenüberstehenden Gottesdienstbesucher zu zählen sind wie die distanzierten, aber nicht uninteressierten Kirchenmitglieder, die zwar Kirchensteuer zahlen, ihre Gemeindegliederzugehörigkeit aber vorwiegend an Festtagen und an wichtigen Einschnitten ihrer Lebensgeschichte aktivieren;
- die traditionsorientierten Katholiken, die die durch das Vatikanum II gewandelte Kirche nicht mehr recht zu verstehen vermögen und sich deshalb in eigenen traditionalistischen Zirkeln zusammenschließen;
- die Christen mit bewußtem christlichen Engagement, aber ohne regelmäßige Mitfeier des Gottesdienstes, für die das Charakteristische am Christentum weniger die durch Gebet und Gottesdienst gekennzeichnete religiöse Praxis ist, sondern die tätige Nächstenliebe;
- neuere selbstverantwortlich engagierte Gruppen, die sich von ihrem Christsein mehr gefordert sehen, als sie in den konventionellen Gemeinden an verbindlicher Verpflichtung anzutreffen glauben, und die auf vielfältige Weise ihr Eigenleben führen.

Unabhängig von dieser Schichtung kommt noch die Tatsache hinzu, daß bewußte Christen in unserer Gesellschaftsordnung einer sog. Wertdiskrepanz ausgesetzt sind, was bedeutet, daß sie ihre spezifisch kirchlichen und gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Wertordnungen nicht mehr zusammenbringen. Als Kirchgänger hören sie von Nächstenliebe und Bescheidenheit, was sie auch als ideal bejahen. Doch im Alltag sehen sie sich gezwungen, „realistisch“ die harten Erfolgsnormen dieser menschlichkeitsarmen Wohlstandsgesellschaft zu befolgen, wollen sie überleben. Der Bürger der modernen Industriegesellschaft, ob Christ oder Nichtchrist, weiß sich weitgehend determiniert. Und gerade der Christ gerät zudem durch sein Maßnehmen an der Botschaft Jesu notgedrungen in eine Art Schizophrenie, die leicht zur Resignation führen kann.¹⁷

Ist es in einer solch – fast möchte ich sagen – verfahrenen religiösen Situation überhaupt möglich und denkbar, den sich als Christen wissenden Menschen nahezubringen, was Liturgie, Gottesdienstfeier, Sakramente überhaupt sind? Gewiß gibt es auch heute noch sehr viele Menschen, die durch den Gottesdienst selbst, durch seine Gestaltung, durch die Selbstverständlichkeit, mit der er vollzogen wird, die Erfahrung machen, daß Gott und seine Gnade hier mitten in dieser profanen Welt – jedoch auch wieder isoliert von ihr – Ereignis werden kann. Aber es gibt in unserer Zeit noch weitaus mehr Menschen,

¹⁷ Vgl. dazu auch: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, 259 (Beschlufstext „Sakramentenpastoral“ – Buße und Bußsakrament 1).

auf die der Gottesdienst wie ein Vorgang von Magie und altmodischem Ritualismus wirkt; sie hingegen leben aus der Überzeugung, daß sich Gott nur im nüchternen Alltag mit seinen Erfahrungen der Hoffnung, der Verantwortung, der Liebe und des Todes finden läßt. An dieser Auffassung ist durchaus richtig, daß Gottesbegegnung im Alltag des profanen Lebens sich tatsächlich ereignet – eine Tatsache, die wir übrigens in unserem konventionellen Vorstellungsschema von Liturgie bislang nicht genug wahrnehmen wollten. Aus unserer Tradition sind wir so sehr an ausschließlich kirchliche Gottesdienstvorstellungen gewohnt, daß wir Liturgie in einem schlichten, menschlichen, weltlichen Erlebnis noch kaum anzuerkennen wagen. Christlich verstandene und vollzogene Liturgie und Feier der Sakramente aber ist keine „isolierte, punktuelle Ausnahmesituation“¹⁸ im Leben des Menschen, vielmehr wird hier gefeiert die göttliche Tiefe des menschlichen Alltags und alles, was sich immer und überall im alltäglichen Vollzug des Lebens ereignet. Dort also, wo der Gottesdienst wirklich den Menschen trifft, wo Hilfe und Schutz erfahrbar, ermutigt und aufbaut wird, wo Orientierung und Daseinsdeutung erfolgt, wo Geborgenheit und Wertschätzung spürbar werden, überall dort wird der Mensch seine Teilnahme und Mitfeier nicht verweigern. Und von daher scheint es mir geboten, die Theologie und Anthropologie des Gottesdienstes näher zu bedenken.

2. Zur Theologie der Liturgie

2.1 Gottesdienst im Verständnis des Neuen Testaments

Der erste der Artikel in der „*Institutio generalis Missalis Romani*“ vom 3. April 1969, welche die Struktur, Elemente und Teile der Messe näher beschreiben, beginnt bezeichnenderweise mit: „*Populo congregato*“ (= die Gemeinde versammelt sich).¹⁹ Diese Formulierung gründet eindeutig in der theologischen Aussageabsicht der Liturgiekonstitution des Vatikanum II, die die traditionelle Bedeutung der liturgischen Versammlung im Leben der Kirche wieder ins Bewußtsein rückt. Daß die Wurzeln dieser Lehre letztlich im Neuen Testament selbst ruhen, ist für die Authentizität christlicher Gottesdienstfeier von größter Wichtigkeit.

Die Christen der neutestamentlichen Zeit wußten sich durch ihre geistige Gemeinschaft mit Christus untereinander eng verbunden. Dieses Bewußtsein beherrschte ihr Leben und drückte sich in Versammlungen aus, in denen sie gemeinsam beteten, das Wort Gottes hörten, das Gotteslob sangen und das

¹⁸ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, 242 (Beschlusstext „*Sakramentenpastoral*“ A).

¹⁹ Art. 25 der „*Allgemeinen Einführung in das römische Meßbuch*“ (= AEM), vgl. Emil Joseph Lengeling, *Die neue Ordnung der Eucharistiefeier* (Reihe Lebendiger Gottesdienst, Heft 17/18), Münster 1970, 188.

Herrenmahl feierten.²⁰ Die Gebetsformen, von denen jede Gemeinde ihre eigenen besaß, waren mannigfaltig und reich.²¹ Paulus läßt die vielen Formen für den Gottesdienst bestehen, mahnt nur zu Zucht und Ordnung und wünscht, daß der Gottesdienst zum Aufbau der Gemeinde beitrage.²² Eine starre liturgische Form gab es nicht, der Gottesdienst war im Gegenteil sehr lebendig und begeisternd²³; denn man lebte in der Gewißheit, daß der Herr im Gottesdienst gegenwärtig sei, und in der Hoffnung, daß er bald wiederkomme.²⁴ Erst im Laufe der Zeit, als die Zahl der Gläubigen in den Gemeinden wuchs und die Naherwartung in den Hintergrund trat, bildete sich ein gemeinsamer Bestand an liturgischen Formen und ein Mindestmaß von Regelmäßigkeit heraus. Dadurch sah man sich in die Lage versetzt, den kommenden Generationen die Überlieferung und Tradition zu bewahren. Zudem gewann eine sichtbare Autorität immer mehr an Gestalt, die für die Führung der christlichen Versammlung Verantwortung trug, Ämter entstanden und die Spontaneität wurde Stück für Stück zurückgedrängt.²⁵

Über den Ort, wo die liturgischen Versammlungen stattfanden, informieren verschiedene Stellen des NT. Bei aller Sorgfalt, die uns in der Exegese die Formgeschichte aufgibt, können wir doch davon ausgehen, daß nach der Apostelgeschichte die Christen zu Jerusalem „einmütig Tag für Tag im Tempel verharreten, das Brot aber brachen sie in den Häusern und nahmen die Speise mit Freude und Einfalt des Herzens und lobten Gott“.²⁶ Dabei ist besonders bemerkenswert, daß man in dieser Gemeindeversammlung die Kirche aktualisiert sah, ja beide irgendwie miteinander auch identifiziert wurden.²⁷ In der Apostelgeschichte sind noch eine Reihe anderer gottesdienstlicher Versammlungen erwähnt, sowohl in Jerusalem²⁸ wie auch in Antiochien²⁹ und in Troas³⁰. Zahlreiche Stellen in den paulinischen Briefen und in den Deutero-

²⁰ Vgl. Apg 2,42–47; 1 Kor 14,28; Eph 5,19 und 6,18; Kol 3,16 und 4,2; 1 Thess 5,17.

²¹ Vgl. William Nagel, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, Berlin 2/1970, 23. – Lyder Brun, Segen und Fluch im Urchristentum, Oslo 1932, 59. – Aimé-Georges Martimort, Handbuch der Liturgiewissenschaft, Band 2, Freiburg/Br. 1965, 328.

²² Vgl. Oscar Cullmann, Urchristentum und Gottesdienst, Stuttgart 4/1962, 34. – William Nagel, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, 17. – 1 Kor 14, 26–33.

²³ In diesem Zusammenhang sei verwiesen auf das Sich-Einbringen der verschiedenen Charismen und auf die sog. Zungenrede, vgl. 1 Kor 14,1–25. – Oscar Cullmann, Urchristentum und Gottesdienst, 23. – Gerhard Delling, Der Gottesdienst im Neuen Testament, Göttingen 1952, 41. – Heinrich Schlier, Die Verkündigung im Gottesdienst der Kirche, in: Ders., Die Zeit der Kirche, Freiburg/Br. 1956, 258.

²⁴ Vgl. William Nagel, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, 23.

²⁵ Vgl. Aimé-Georges Martimort, Handbuch der Liturgiewissenschaft, Band 2, 328. – William Nagel, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, 24.

²⁶ Apg 2, 46–47.

²⁷ Darauf macht besonders aufmerksam das „ἐν τῷ αὐτό“ (Apg 2, 44 und 47), das als Äquivalent für „in der Kirche“ angesehen werden darf; vgl. dazu Max Wilcox, The Semitisms of Acts, Oxford 1965, 93–100. – Oscar Cullmann, Urchristentum und Gottesdienst, 14.

²⁸ Apg 6,2–6; 12,12.

²⁹ Apg 14,27; 15,30.

³⁰ Apg 20,7f.

paulinen spielen auf Gemeindeversammlungen in Privathäusern an.³¹ Man kann bei diesen Hausgemeinden³² davon ausgehen, daß begüterte Gemeindeglieder ihre Privaträume für die Gottesdienstfeiern zur Verfügung stellten.³³ Sehr großer Wert wurde darauf gelegt, daß sich an diesem einen Ort die gesamte Gemeinde versammelte.³⁴

In Jerusalem hatte sich die Gewohnheit einer täglichen Versammlung in den einzelnen Häusern herausgebildet, wo man in einer Atmosphäre der Freude, des Gotteslobes und des Gebetes das Brot brach im Rahmen eines brüderlichen Mahles.³⁵ Ob dies auch in den paulinischen Gemeinden in dieser Weise gepflegt wurde, geht aus den Paulusbriefen nicht eigens hervor. Wenn gleich man von keiner absoluten Beweisbarkeit ausgehen darf, so kann doch wohl angenommen werden, daß das Herrenmahl an jedem ersten Wochentag, dem Auferstehungstag des Herrn, begangen wurde.³⁶ Dieser Tag sollte sich sehr bewußt vom jüdischen Sabbat abheben durch die Gedächtnisfeier von Tod und Auferstehung Jesu als Werk der Erlösung.

Waren in Jerusalem die gottesdienstlichen Versammlungen gezeichnet von brüderlicher Eintracht und Freude, so konnte davon in Korinth nicht die Rede sein. Die Eucharistie wurde in Korinth im Rahmen eines gemeinsam eingenommenen Mahles gefeiert.³⁷ Doch anstatt wirklich alles für ein brüderliches Mahl zusammenzulegen, bildeten sich unter den Gutsituierten Gruppen, die die mitgebrachten Speisen verzehrten, ehe die Bedürftigen kamen, um mit der eigentlichen Mahlfeier zu beginnen. Dies führte zur sozialen Spaltung, die Paulus heftig anprangerte, der Gemeinde selbst wohl gar nicht so deutlich zum Bewußtsein gekommen war, da die Ärmern ja vom sakralen Mahl nicht ausgeschlossen waren.³⁸ Paulus bezeichnet jedoch derartige Versammlungen in Korinth, in denen keine Atmosphäre der Bruderliebe

³¹ Es wird erzählt von Hausgemeinden in Ephesus (1 Kor 16,19) und in Rom bei Aquila und Priscilla (Röm 16,5), in Kolossä bei Philemon (Phlm 2) und in Laodicea bei Nympha (Kol 4,15).

³² Zu den Hausgemeinden vgl. Oscar Cullmann, *Urchristentum und Gottesdienst*, 13.

³³ Vgl. Josef Andreas Jungmann, *Liturgie der christlichen Frühzeit* (bis auf Gregor den Großen), Freiburg/Schweiz 1967, 24f. – Karl Baus, *Von der Urgemeinde zur frühchristlichen Großkirche*, als Band 1 von Hubert Jedin (Hrsg.), *Handbuch der Kirchengeschichte*, Freiburg/Br. 3/1965, 129f.

³⁴ In den Paulusbriefen wird diese Gemeindeversammlung als „ἐκκλησία“ bezeichnet; vgl. Oscar Cullmann, *Urchristentum und Gottesdienst*, 13f. – Ders., *La foi et le culte dans l'Eglise primitive*, Neuchâtel-Paris 1948, 107.

³⁵ Vgl. *Apq* 2,46 und 5,42.

³⁶ Vgl. 1 Kor 16,2. – Oscar Cullmann, *Urchristentum und Gottesdienst*, 14. – Josef Andreas Jungmann, *Liturgie der christlichen Frühzeit*, 31–33. – Günther Bornkamm, *Paulus*, Stuttgart 1969, 194. – Zur Unbeweisbarkeit einer regelmäßigen Zusammenkunft und Eucharistie am Herrentag vgl. Georg Troxler, *Das Kirchengebot der Sonntagsmeßpflicht* (= *Arbeiten zur Praktischen Theologie*, Band 2), Freiburg/Schweiz 1971, 37–42.

³⁷ Vgl. 1 Kor 11,20.

³⁸ Vgl. Günther Bornkamm, *Paulus*, 199f.

herrscht, als eine Zerstörung des Leibes Christi. Zudem ist es „eine Verachtung der Gemeinde (ecclesia) Gottes“³⁹, insofern das Sättigungsmahl – auch als Liebesmahl bezeichnet⁴⁰ – ursprünglich als Hilfe für die Bedürftigen gedacht war.⁴¹ Die Eindringlichkeit der Mahnrede des Apostels an die korinthische Gemeinde war also getragen von der Überzeugung, daß das eucharistische Mahl Anteil an Leib und Blut Christi gewährt, daß der Herr beim Mahl gegenwärtig ist und daß im Mahl der Heilstod des Herrn verkündet wird. Durch die Mahlgemeinschaft mit Christus haben die Christen auch Gemeinschaft untereinander, werden zum Leib Christi⁴², wodurch sie zur Brüderlichkeit aufgerufen und verpflichtet sind.

Die verschiedenen Stellen des NT bezeugen, daß die liturgische Versammlung nicht irgendeine Ansammlung von Menschen ist, sondern die Kirche selbst, der Leib Christi. Und jeder Verstoß gegen sie ist ein Verstoß gegen den Leib Christi. Darum darf es in der Versammlung keinen Unterschied geben, der von der sozialen Stellung oder vom Besitz bestimmt wird.⁴³ Schranken zwischen Ständen, Rassen und Sprachen können bei der Feier des Herrenmahles nicht geduldet werden. Vor Gott zählen alle diese Unterschiede nicht; denn die Versammlung soll gerade alles, was sonst getrennt war, zur Einheit eines und desselben Leibes zurückführen, da ja in ihr der in Jesu Tod gestiftete Neue Bund durch das Herrenmahl in den Mahlgenossen realisiert wird.⁴⁴

Diese herausragende Stellung der gottesdienstlichen Versammlung im Leben der neutestamentlichen Gemeinden fordert geradezu die regelmäßige Teilnahme der Gläubigen. Deshalb wurde verschiedentlich sehr streng gegen eine gewisse Nachlässigkeit im Besuch der Gottesdienste vorgegangen.⁴⁵ Wer nämlich öfters beim Herrenmahl fehlte, der tritt in der Überzeugung der verantwortlichen Vorsteher den Sohn Gottes mit Füßen, verachtet das Blut des Bundes und verspottet den Geist der Liebe.⁴⁶ So galt es, alle Glieder der Gemeinde zur ordentlichen und stetigen Mitfeier der liturgischen Versammlung zu bewegen, da der Gottesdienst neben der Verbundenheit und Einheit mit

³⁹ 1 Kor 11,22.

⁴⁰ Vgl. Did 10,1 (ἀγάπη = Liebesmahl).

⁴¹ Vgl. Johannes Leipoldt, Der Gottesdienst der ältesten Kirche, Leipzig 1937, 40. – Paul Neuenzeit, Das Herrenmahl, München 1960, 74.

⁴² Vgl. 1 Kor 10,16f. – Heinrich Schlier, Das Herrenmahl bei Paulus, in: Ders., Das Ende der Zeit, Band 3, Freiburg/Br. 1971, 209.

⁴³ Vgl. Jak 2, 2–4.

⁴⁴ Vgl. Heinrich Schlier, Das Herrenmahl bei Paulus, 210. – Aimé-Georges Martimort, Handbuch der Liturgiewissenschaft, Band 1, Freiburg/Br. 1963, 97.

⁴⁵ Der Verfasser des Hebräerbriefes sah sich z. B. gezwungen, diese Nachlässigkeit zu verurteilen; vgl. Hebr 5,11; 10, 25. – Vgl. Georg Troxler, Das Kirchengebot der Sonntagsmeßpflicht, 25f.

⁴⁶ Vgl. Hebr 10, 29. – Zur Unbeweisbarkeit einer regelmäßigen Gottesdienstteilnahme vgl. Georg Troxler, Das Kirchengebot der Sonntagsmeßpflicht, 42–45.

Christus und untereinander zudem noch eine missionarische Dimension aufweist.

Sehr deutlich und eindringlich zeigt nämlich Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom⁴⁷, daß die Gottesdienstfeier nach außen offen sein und über die liturgische Versammlung hinausgreifen muß.⁴⁸ Das gesamte Leben des Christen kann nach Paulus als Gottesdienst bezeichnet werden. In allem Wollen und Tun des alltäglichen Lebens soll sich zeigen und bewähren, wofür Christen leben: den Mitmenschen zu lieben wie sich selbst und Verantwortung zu tragen für die Geschehnisse dieser Weltzeit. Das ist der wahre Gottesdienst der Christen. Wenn dementsprechend das ganze Leben zur Liturgie wird, dann geschieht auch alles im Leben als Gottesdienst. Und die Liturgie weitet sich auf das ganze Leben aus, insofern sie das Leben darstellt, wie Gott es dem Menschen gibt und von ihm will. Die Liturgie ist schlichtweg eine Feier des Lebens.⁴⁹ Sicher ist dies ein sehr weites Verständnis von Gottesdienst, aber es gehört wesentlich zum Inhalt neutestamentlicher Begriffsbestimmung dessen, was Gottesdienst bedeutet.

Unsere Überlegungen konnten deutlich zeigen, daß das NT beide Formen von Gottesdienst kennt, die sich gegenseitig bedingen. Und das heißt: in der gottesdienstlichen Feier wird die Gemeinde ausgerüstet und zugerüstet, den Gottesdienst im Alltag der Welt zu bestehen. Der Gottesdienst am Herrentag darf also niemals Selbstzweck sein und bleiben, sondern er ist immer auf den Gottesdienst im Leben draußen gerichtet. Andererseits kann er auch nicht nur sich in Aktionen und Leistungen ergehen und erschöpfen, vielmehr muß in ihm Platz sein für den Trost und für das Feiern. Insofern ist Gottesdienst nicht als eine seltsame, ausgesparte Sonderregion im profanen Leben zu verstehen, sondern als Erscheinung der göttlichen Liturgie, die mit der Heilsgeschichte identisch ist. Folglich ist Gottesdienst nicht Liturgie *in* der Welt, sondern Liturgie *der* Welt.⁵⁰ Vielleicht wird uns dies im folgenden klarer.

⁴⁷ Vgl. Röm 12,1–2.

⁴⁸ Vgl. Ferdinand Hahn, *Der urchristliche Gottesdienst*, Stuttgart 1970. 53 und 61f. – Ernst Käsemann, *Gottesdienst im Alltag der Welt* (Röm 12), in: Ders., *Exegetische Versuche und Besinnungen*, Band 2. Göttingen 2/1965, 198–204.

⁴⁹ Diese Dimension wird seit der Liturgiereform des Vatikanum II wieder deutlicher gesehen. Vgl. Aloisio Lorscheider, *Die soziale Dimension der Katechese*, in: *Katechetische Blätter* Nr. 2/1981, Jahrgang 106, München, 93f und 101. – Alfred Mitterhofer, *Zur Theologie der Musik*, in: *Diakonia* Nr. 2/1981, Jahrgang 12, Mainz–Wien, 83.

⁵⁰ Vgl. Karl Rahner, *Schriften zur Theologie XIV*, Zürich–Einsiedeln–Köln 1980, 237. – Hier findet man auch eine Brücke zum kosmisch-theologischen Denken von Teilhard de Chardin; vor allem dessen Betrachtung „Die Messe über die Welt“ zeigt viele Berührungspunkte auf. Vgl. Pierre Teilhard de Chardin, *Lobgesang des Alls*, Olten und Freiburg/Br. o.J. (Edition du Seuil, Paris 1961), 9–42.

2.2 Gottesdienst im Verständnis des Vatikanum II

Im Jahr 304 wurde eine Gruppe nordafrikanischer Christen wegen unerlaubter Versammlungen verhaftet. Vor dem Richter erklärten sie freimütig: „Wir können nicht leben, ohne Herrentag zu feiern“.⁵¹ Am Herrentag aber feierte man als Mitte das Herrenmahl. Die Gegenwärtigsetzung von Kreuz und Auferstehung des Herrn war für jede christliche Gemeinde konstitutiv. Ohne Eucharistie konnte es schlechthin keine christliche Gemeinde geben.⁵² Die Gedächtnisfeier der Eucharistie war ferner wesentlich für die Ausübung des Welt- und Heilsdienstes der christlichen Gemeinden. Denn der Anteil an Christi Tod und Auferstehung, der im Genuß der eucharistischen Gaben geschenkt wird, vermittelt für die Glaubwürdigkeit dieses Dienstes die nötige Energie. Weiter aber stiftet er die für die Verwirklichung des menschlichen Lebens so notwendige Gemeinschaft mit Christus und den Schwestern und Brüdern.⁵³ In die eucharistischen Gestalten von Brot und Wein investieren wir gleichsam unsere ganze menschliche Existenz, die Arbeit, die Kultur und unsere Liebe. Und so bekommen Brot und Wein schon auf der natürlich-menschlichen Ebene eine neue Bedeutung und einen wirklichkeitsgefüllten Sinn.⁵⁴

Diese mit der Wirklichkeit des Lebens vollgefüllten Symbole unseres Menschseins und menschlicher Gemeinschaft ergreift Christus im Herrenmahl und gibt ihnen seinen Sinn: nämlich Gemeinschaft zwischen ihm und uns, Gemeinschaft zwischen Gott und uns, und damit Heil und Hoffnung für uns Menschen. In der Feier des Herrenmahles vor allem zeigt sich deutlich, daß Gott den Höhepunkt unserer Glaubensexistenz in der christlichen Gemeinde so menschlich und wirklichkeitsnah gestaltet hat, wie er inniger und aussagekräftiger nicht sein kann. Gott kommt uns auf menschlichen Wegen entgegen.

Diese Inhalte und Tiefen der liturgischen Feier heben die grundlegenden Artikel der Liturgiekonstitution des Vatikanum II sehr deutlich hervor.⁵⁵ Sie weisen uns darauf hin, daß Gottesdienst in erster Linie einen Dienst Gottes an uns Menschen meint, wenn es im Art. 5 heißt: „Gott, der will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, . . .

⁵¹ Vgl. dazu den Aufsatz (mit den entsprechenden Anmerkungen) von Jakob Baumgartner, Herrentag–Herrngedächtnis–Herrenmahl (Thesen zur Sonntagspflicht), in: Heiliger Dienst Nr. 1/1973, Salzburg, 4–7. – Emil Joseph Lengeling, Eucharistiefeier am Sonntag, in: Gottesdienst Nr. 5/1971, Freiburg/Br., 33–36. – Die Aussagen der Glaubenszeugen finden sich bei: Klaus Gamber, Zeugen des Herrn, Einsiedeln o. J., 149–156.

⁵² Vgl. Alois Winkhofer, Eucharistie als Osterfeier, Frankfurt/Main 1964, 123–129. – Eugen Walter, Eucharistie (Buchreihe: Theologie im Fernkurs), Freiburg/Br. 1974, 40–44. – Theodor Schneider, Zeichen der Nähe Gottes, Mainz 1979, 128–134.

⁵³ Vgl. Hans Küng, Die Kirche, Freiburg/Br. 1967, 267f.

⁵⁴ Vgl. Karl Schlemmer, Problematik der sonntäglichen „Festesfeier“, 54f.

⁵⁵ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 5 und 6.

sandte seinen Sohn . . . , den Armen das Evangelium zu predigen und zu heilen, die zerschlagenen Herzens sind . . . In ihm ist uns geschenkt die Fülle des göttlichen Dienstes. Dieses Werk der Erlösung der Menschen und der vollendeten Verherrlichung Gottes . . . hat Christus, der Herr, erfüllt, besonders durch das Pascha-Mysterium: sein seliges Leiden, seine Auferstehung von den Toten und seine glorreiche Himmelfahrt“.

Dieser Dienst, den Gott uns Menschen zuerst erweist, wird seit der apostolischen Zeit fortgeführt. Er ist das Heilswerk, das durch Opfer und Sakrament vollzogen wird, um die das ganze liturgische Leben kreist. So kann auch Art. 6 der Liturgiekonstitution aussagen: „Seither hat die Kirche niemals aufgehört, sich zur Feier des Pascha-Mysteriums zu versammeln, dabei zu lesen, was in allen Schriften von ihm geschrieben steht, die Eucharistie zu feiern, in der Sieg und Triumph des Todes Christi dargestellt werden, und zugleich Gott für die unsagbar große Gabe Dank zu sagen“.

Diese Aussagen bekunden überdeutlich die Gottesdienstfeier im ganzen des kirchlichen Lebens als die Mitte, aus der die Gemeinde Jesu Christi lebt und aus der die vielfältigen Formen und Äußerungen ihre Kraft und Orientierung empfangen.⁵⁶ Dieser Vorrang des Gottesdienstes bedeutet keineswegs, wie wir schon einmal feststellten, eine Zurücksetzung der anderen kirchlichen Aufgaben, er betont vielmehr, daß das Leben der Kirche in ihrem Gottesdienst aufgipfelt, weil hier wie nirgends sonst Kirche aktualisiert und sichtbar wird. Und deshalb muß es klar gesagt werden: alle Aktivitäten in einer Gemeinde und jegliches soziales Engagement geraten sehr rasch in Leerlauf und verpuffen, wenn sie nicht immer wieder aus der Gottesdienstfeier herauswachsen und von der dort erlebten Begegnung mit dem persönlichen, lebendigen Gott getragen und gehalten werden. Umgekehrt schwebt auch der Gottesdienst bezugslos im luftleeren Raum, wenn er nicht abgestützt ist von der Dynamik des kirchlichen und gemeindlichen Lebens, wenn Liturgie und Leben keine Einheit bilden.⁵⁷

Von daher wird verständlich, daß die Liturgie nicht starr und steif bleiben darf, sie muß vielmehr dynamisch und offen sein, damit jeder Mensch in ihr Möglichkeiten erkennt, bei der Feier mit Gott und vom lebendigen Gott zu sprechen. So wollte die konziliare Erneuerung die Gestalt der Liturgie in ihrem Vollzug einfacher und auf das zentrale Geheimnis hin durchsichtiger in Erscheinung treten lassen. Gerade die innere Zuordnung von Wort und Sakrament mußte im Gefüge des Gottesdienstes überzeugender hervortreten. Größere Verständlichkeit durch den Gebrauch der Muttersprache sollte eine noch intensivere und lebendigere Mitfeier der Liturgie durch die ganze Ge-

⁵⁶ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 7 und 10.

⁵⁷ Vgl. Karl Rahner, Zur Theologie des Gottesdienstes, in: Theologische Quartalschrift, Jahrgang 159, München 1979, 165–169.

meinde ermöglichen. Bei allem Sinn für Ordnung und Form dürften unsere Gottesdienste jedoch mehr freien Spielraum für Beweglichkeit und Spontaneität vor dem Antlitz Gottes offenlassen. Freilich liegt man dort schief, wo man die Abwechslung nur um der Abwechslung willen mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln praktiziert und damit die Gottesdienstfeier zu einem Unterhaltungsservice degradiert. Abwechslung in der Liturgie ist für einen lebendigen und lebensnahen Vollzug unbedingt notwendig, aber sie muß zur Tiefe der Gottesbegegnung führen.⁵⁸

In der Feier der Liturgie kommt uns also Gott entgegen, er erweist uns seinen Dienst. Dieser Dienst Gottes an uns Menschen nun wartet geradezu auf unsere Antwort, ja er hat ein Recht auf unseren Gottesdienst. Doch muß sich unser Dienst für Gott, soll er glaubhaft sein, orientieren an den jeweiligen Zeitumständen und Voraussetzungen, denen wir jeweiligen Menschen zugeordnet sind. Von daher scheint es mir angezeigt zu sein, die vorrangigen Inhalte der konziliaren Liturgiereform, wie sie in den Artikeln der Liturgiekonstitution ausgebreitet sind, kurz und präzis vorzustellen⁵⁹; eine solche Zusammenfassung läßt Konturen deutlicher hervortreten und verschafft Übersicht:

– Gottesdienst vermittelt die Erfahrung der Gegenwart des Kyrios-Christos im Wort und Sakrament.

Jeder Gottesdienst ist die ausdrückliche Feier der Nähe Gottes und seines Heilswerkes im Alltag. Dies wird konkretisiert, indem den Gläubigen der Tisch des Gotteswortes reich gedeckt⁶⁰ und in den zeichenhaften, geistgewirkten Grundvollzügen der Kirche, den Sakramenten, Christusbegegnung ermöglicht wird.⁶¹ „Der glaubende Mensch nimmt dieses Geschenk in Freiheit und Dankbarkeit entgegen“⁶² und gestaltet daraus sein Lebenszeugnis. Die erneuerte Struktur der sakramentalen Gottesdienste in die beiden Hauptteile „Liturgia Verbi“ (= Wortliturgie) und „Liturgia sacramentalis“ (= Sakramentsliturgie)⁶³ sowie die Feier eigener Wortgottesdienste⁶⁴ stellen diese Bezüge klar heraus.

⁵⁸ Vgl. Karl Schlemmer, Eine Lebensfrage für die Kirche (Aphorismen zur Bilanz der Liturgiereform), in: Heiliger Dienst Nr. 2/1980, Salzburg, 58.

⁵⁹ Vgl. Emil Joseph Lengeling, Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch, 12f und 109f. – Karl Schlemmer, Gottesdiensthelfer, 12f.

⁶⁰ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 24 und 35,1.

⁶¹ Vgl. Theodor Schneider, Zeichen der Nähe Gottes, 45–49.

⁶² Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, 241 (Beschlusstext „Sakramentenpastoral“ A).

⁶³ Hier sei zur Verdeutlichung vorgestellt das von mir entwickelte Strukturmodell der erneuerten Liturgie (vgl. auch Karl Schlemmer, Gottesdiensthelfer, 18–20):

O. Eröffnung (Ritus initiales)

I. WORTLITURGIE (Liturgia Verbi)

II. SAKRAMENTSLITURGIE (Liturgia sacramentalis/eucharistica)

O. Entlassung (Ritus conclusionis)

⁶⁴ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 35,4.

- Gottesdienst ist Feier der ganzen Gemeinde.

In der gottesdienstlichen Feier kommt das Wesen der Kirche als Gemeinschaft zum Ausdruck; deshalb ist auch die versammelte Gemeinde das grundlegende Zeichen der Liturgie.⁶⁵ Hier liegt die tätige Teilnahme, die aktive Mitfeier (*actuosa participatio fidelium*) begründet. Sie tut sich kund im gemeinsamen Gebet und Lobpreis, im gemeinsamen Hören auf Gottes Wort, im gemeinsamen Essen des Herrenleibes, aber auch darin, daß sich möglichst viele bereit finden, liturgische Dienste mitzuvollziehen als Lektoren, Kantoren oder Kommunionsspender.⁶⁶

- Gottesdienstliche Feier muß zeichenhaft sein.

Die gesamte Liturgie geschieht in sichtbaren Zeichen, ja, die „Zeichen sind für die Liturgie konstitutiv“⁶⁷. Durch die Zeichen und Symbole wird der Glaube genährt, gefestigt und bezeugt.⁶⁸ Deshalb hat der Gottesdienst Leib und Seele des Menschen anzusprechen. Es wäre bedenklich, den Gottesdienst verrationalisieren zu wollen.

- Gottesdienstliches Handeln muß klar und durchschaubar sein.

Eine wesentliche Voraussetzung für eine gemeinschaftliche Mitfeier sind Riten, die knapp, frei von unnötigen Wiederholungen und der Fassungskraft der Gläubigen angepaßt sind. Daraus ergibt sich die grundsätzliche Einführung der Muttersprache; denn die Liturgiefeier darf kein verschlossenes Rätsel mit mystischer Kultstimmung sein.⁶⁹ Gleichwohl ist und bleibt sie „mysterium fidei“ (Geheimnis des Glaubens) und insofern ist sie menschlicher Disposition entzogen.

- Gottesdienst ist Versammlung der Ortskirche.

Bei aller Wahrung der inneren Wesensart der Liturgie⁷⁰ und deren gesunden Überlieferung⁷¹ muß jede Gottesdienstfeier entsprechend der Eigenart und Gegebenheit jeder Gemeinde gestaltet werden. Die konkrete Situation einer Gemeinde ist bestimmend für die Auswahl der Texte, Gesänge und Ausdrucksformen, soweit sie nicht durch den vorstehenden Rahmen festgelegt sind.⁷² Der Gottesdienst darf nicht isoliert vom Leben und Lebensraum einfach „ablaufen“.

⁶⁵ Vgl. Bruno Kleinheyer, *Heil erfahren in Zeichen*, München 1980, 16. – Karl Schlemmer, *Eine Lebensfrage für die Kirche*, 59.

⁶⁶ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 28: „Jeder, ob Liturge oder Gläubige, soll bei der gottesdienstlichen Feier nur das und alles das ausführen, was ihm aus der Natur der Sache und gemäß den liturgischen Regeln zukommt“.

⁶⁷ Emil Joseph Lengeling, *Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch*, 91.

⁶⁸ Vgl. Rudolf Ruppert, *Lebendige Liturgie – ein Lernprozeß der ganzen Gemeinde*, 64–69. – Bruno Kleinheyer, *Heil erfahren in Zeichen*, 12–16. – Karl Schlemmer, *Problematik der sonntäglichen „Festesfeier“*, 56.

⁶⁹ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 34.

⁷⁰ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 21.

⁷¹ Vgl. Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 23.

⁷² Die Begründung dafür liefert die Liturgiekonstitution des Vatikanum II, Art. 37–40.

- Gottesdienst verlangt persönliche Gestaltung und gemeinsame Vorbereitung.

Der Priester ist nicht mehr der in sich gekehrte fromme Zelebrant, der *seine* Messe liest, sondern der Leiter der gottesdienstlichen Versammlung. Das erfordert von ihm einen auf die Gemeinde hin offenen, persönlichen und ungezwungenen Zelebrationsstil, der die neuen Möglichkeiten individueller und lebendiger Gestaltung bewußt nutzt. Dazu gehört eine gründliche Vorbereitung in Zusammenarbeit mit den Gottesdienst Helfern.

3. Zu einer Anthropologie der Liturgie

3.1 Versuch einer anthropologischen Verdeutlichung

Christlicher Gottesdienst ist Stiftung und entzieht sich insoweit menschlicher Verfügbarkeit. Aber er hat auch teil an der Inkarnation seines Stifters.⁷³ Die Menschen feiern Gottesdienst und haben Erwartungen an ihn; Erwartungen hat der einzelne, Erwartungen hat auch die Gemeinschaft der Gläubigen. Denn es ist „ihr“ Gottesdienst, der gefeiert wird; gewiß geschieht er „für Gott“, aber er geschieht ebenso „um der Menschen willen“. So ist in diesem Zusammenhang das Verhalten des Stifters des christlichen Gottesdienstes richtungsweisend, der bei seinem Auftreten Arme tröstete, Ausgeschlossene bedingungslos akzeptierte, Hungernde speiste, Kranke heilte und entmutigten Menschen neue Hoffnung gab⁷⁴. Aus diesem Grund kann die Forderung an den Gottesdienst gerichtet werden, daß er ein Stück Lebenshilfe darstellen soll, wozu auch von seiner Struktur her die Möglichkeiten durchaus gegeben sind.

Um diesem Postulat auch nur einigermaßen gerecht werden zu können, muß die Liturgiewissenschaft human-wissenschaftliche Erkenntnisse in ihre Überlegungen mit einbeziehen. Galten bislang als Schwerpunkte liturgiewissenschaftlicher Forschung und Lehre Geschichte und Theologie des Gottesdienstes und als ordentliche liturgische Ausbildung eine buchstabengetreue Unterweisung in Rubrizistik, so dürfte spätestens der hinter den zu großen

⁷³ Vgl. Karl Schlemmer, Problematik der sonntäglichen „Festesfeier“, 50.

⁷⁴ Vgl. Mk 1,40f; 2,13f; 3,1f; 8,1f; Lk 7,36f; Mt 5,3–13.

⁷⁵ Die Liturgiewissenschaft wagt sich nur sehr zögernd an diese humanwissenschaftlichen Zusammenhänge heran. Bisher beschäftigte man sich auf deutschsprachiger Ebene ausführlich nur einmal auf einer Fachtagung mit diesem Fragenkomplex (Herbst 1974 auf Schloß Seggau in der Steiermark; – die Fachtagung im Herbst 1980 in Morschach/Schweiz über die Symbole streifte nur die Sachlage und konnte mich nicht befriedigen!). Darüber berichtet ausführlich Heft 1/1975 von „Liturgisches Jahrbuch“ (Münster/Westf.). Weitere Literatur: Norbert Josef Frenkle, Ist der Mensch heute noch kultfähig? (ein tiefenpsychologischer Beitrag), in: Frenkle-Stendebach–Stockmeier–Maas–Ewerd, Zum Thema Kult und Liturgie, Stuttgart 1972, 9–39. – Emil Joseph Lengeling, Liturgie im Wandel der Gesellschaft und der Kirche, in: Lebendiges Zeugnis Nr. 1/1970, Paderborn, 5–28. – Hans Bernhard Meyer (Hrsg.), Liturgie und Gesellschaft, Innsbruck 1970, 9–74. – Werner Jetter, Symbol und Ritual, Göttingen 1978, 65–86. – Hermann Reifenberg, Fundamentalliturgie, Band 1, Klosterneuburg 1978, 186–198. – Ders., Fundamentalliturgie, Band 2, Klosterneuburg 1978, 25f.

Erwartungen zurückgebliebene Erfolg der konziliaren Liturgiereform gezeigt haben, daß es ohne eine anthropologische Relevanz der Liturgie nicht mehr geht.⁷⁵ Versuchen wir nun – da hier der Platz dazu einfach fehlt – in einem kurzen Aufriß darzulegen, welche liturgischen Dimensionen damit anthropologisch angesprochen sind und wie es um die Wirksamkeit des Gottesdienstes bestellt ist.

Eine Gottesdienstfeier kann nur dann als hilfreich und wertvoll erlebt werden, wenn eine vertrauensvolle menschliche Beziehung zwischen dem Liturgen und Gläubigen vorhanden ist. Besteht die Beziehung nur ungenügend, so wird das Geschehen als entfernt und unter Umständen als entfremdend erfahren. Die Art der Beziehung bestimmt gleichsam die Primärerfahrung der im Gottesdienst verkündigten Botschaft und der liturgischen Handlung. Wenn die Beziehung als kalt erlebt wird, kann auch vom Inhalt der Botschaft nur wenig lebensbejahende Kraft ausgehen.

Der Gottesdienst hat nun eine eigene Kommunikationsstruktur, die sich wesentlich von der eines Gesprächs unterscheidet.⁷⁶ Da der unmittelbare Austausch zwischen Gottesdienstleiter und Gemeinde in ihm im Normalfall – ausgenommen sind Gruppengottesdienste – nicht möglich ist, kann ein vertrauensvolles Verhältnis im Gottesdienst selbst nur schwer aufgebaut werden. Daher sind echte menschliche Begegnungen im Vorfeld und Nachfeld der Liturgie eine Voraussetzung für die Wirksamkeit gottesdienstlichen Geschehens. Der Liturge muß sich um intensiven Kontakt zu den Gläubigen bemühen. Nebenbei tritt hier die Frage auf, ob der Kontakt bzw. echte Kommunikation noch möglich sind, wenn beispielsweise ein Priester mehrere Gemeinden zu „versorgen“ hat.

An die Person des Gottesdienstleiters werden hohe Anforderungen gestellt, wenn er durch eine hilfreiche Beziehung anderen Menschen helfen will. So sollte er Respekt, Interesse, Verständnis, Taktgefühl, Reife und Glauben an seine Hilfsmöglichkeiten besitzen, er sollte sich selbst und seine interpersonellen Beziehungen richtig einschätzen können, damit nicht seine eigenen Probleme interferieren, und er sollte Wärme und Einfühlungsvermögen, Mitgefühl und Zuneigung bei der Arbeit mit anderen Menschen zeigen. Derartige menschliche Qualitäten müßten wenigstens teilweise innerhalb der liturgischen Ausbildung eingeübt werden.

3.2 Möglichkeiten einer anthropologisch fundierten Bewältigung heute anfallender liturgischer Probleme

Der Gottesdienst unterscheidet sich von einer natürlichen Gesprächssituation durch die Strukturiertheit der Kommunikationsinhalte. Dadurch wird

⁷⁵ Zur Kommunikation im Gottesdienst vgl. Hermann Reifenberg, *Fundamentalliturgie*, Band 1, 199f. – Werner Jetter, *Symbol und Ritual*, 140–199. – Philipp Harnoncourt, *Liturgie als kommunikatives Geschehen*, in: *Liturgisches Jahrbuch* Nr. 1/1975, Münster/Westf., 5–27. – Karl Schlemmer, *Bausteine für den Gottesdienst*, Würzburg 1980, 38–42.

die Anteilnahme einer größeren Anzahl von Kirchenbesuchern ermöglicht, andererseits jedoch verliert der Kommunikationsvorgang seine Spontaneität und Konkretheit. Die Massenkommunikation „Gottesdienst“ stellt somit eine Interaktion in Rollen dar, Priester und Gläubige nehmen komplementäre Rollen ein. Dies birgt natürlich die Gefahr in sich, daß die Rolle vorgespielt wird.

Deshalb ist die Frage der Echtheit, besonders des Gottesdienstleiters, von zentraler Bedeutung. Die Mitfeiernden erleben die Amtshandlungen des Priesters und spüren genau, ob er selbst dahinter steht. Wenn er die Botschaft Jesu mit ihren Forderungen oder Zusagen vorträgt, wenn er sie in der Predigt auslegt und sich selbst nicht spürbar um die Verwirklichung des Gesagten bemüht, so wird er als unecht und inkongruent erlebt. Viele Zuhörer steigen mit ihrer Aufmerksamkeit dort in der Predigt aus, wo hohe Forderungen aufgestellt oder Gedankengebäude errichtet werden, die vom eigenen Empfinden und Erleben des Predigers nicht gedeckt sind. Daher muß dieser in sich hineinhorchen, ob das, was er tut und äußert im Gottesdienst, mit seinem Fühlen übereinstimmt; auf keinen Fall darf er in eine „berufliche Fassade“ schlüpfen.

Echt und unverfälscht sein bedeutet für den Liturgen, daß er den Mitfeiernden gegenüber eine positive Zuwendung in sich verspürt und diese auch äußert. Er hat die versammelten Gemeindemitglieder bedingungslos zu akzeptieren, auch wenn diese nicht regelmäßig oder selten den Gottesdienst mitfeiern. Das Angenommenwerden ohne irgendwelche Bedingungen ist eine Erfahrung, die auch auf Jesus Christus zurückgeht. Seine Gegenwart wird in der Liturgie gefeiert. Deshalb ist es wichtig, diese Erfahrung neu zu aktualisieren.

Wir haben festgestellt, daß Gottesdienst auch „um der Menschen willen“ gefeiert wird. Von daher muß vor jeder Liturgiefeier der Vorsteher sich darüber klar sein, wer alles teilnehmen wird. Ist es die normale Gemeinde, ist es eine besondere Gruppe, sind es Kranke, Familien, Jugendliche, Studenten oder Kinder? Des weiteren ist zu beachten die soziologische Struktur. Handelt es sich um eine rein katholische Gegend oder um Diaspora? Die Gottesdienstgemeinde einer organisch gewachsenen jungen Stadtrandpfarrei feiert anders als die einer bürgerlich geprägten Citypfarrei, der Gottesdienst in einer Arbeiterpfarrei hat ein anderes Gesicht als der in einer traditionell starr geprägten Landgemeinde, Größe, Alterspyramide, Bildungsgrad und soziale Schichtung spielen eine nicht unerhebliche Rolle. Die Mitfeiernden haben durchaus ein Recht darauf, dort im Gottesdienst auch abgeholt zu werden, wo sie stehen. Deshalb darf nicht über Ereignisse, die die Menschen bewegen, hinweggegangen werden. Vielmehr sollten tragische Vorkommnisse in der Gemeinde, Katastrophen, kriegsartige Auseinandersetzungen sowie dringende nationale oder internationale Anliegen zum Gegenstand gottesdienstli-

cher Fürbitten gemacht und Dank gesagt werden für frohe und glückliche Erlebnisse und Erfahrungen.

Nun ist der größte Teil des Kommunikationsmaterials im Gottesdienst inhaltlich vorgegeben, wie der Gesang der Gemeinde oder die Texte des Meßbuches. Deshalb muß der Frage nachgegangen werden, ob sich emotionale Wärme und Wertschätzung in den Gebets- und Liedtexten ausdrücken. Wenn der Befund hinsichtlich des bedingungsfreien Akzeptierens und der positiven Zuwendung negativ ausfällt, dann erhebt sich die weitere Frage, ob die Texte umformuliert bzw. ersetzt werden müssen, damit der Gottesdienst das bleibt, was der Stifter gewollt hat.

Zuletzt muß noch abgehoben werden auf das Gottesbild und auf das Menschenbild, die im Gottesdienst zum Ausdruck kommen. Wird Gott primär als der Strafende, Richtende und Fordernde gekennzeichnet, so schafft man eine depressive Atmosphäre. Die Gemeinde wird zur „Büßerschar“ und bekommt mehr Leid aufgeladen, als sie zum Gottesdienst ohnehin schon mitbringt. Betont der Priester dagegen die menschenfreundliche Haltung Gottes, eines Gottes, der mehr schenkt als fordert, mehr wirbt als zwingt; so kann ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem Gläubigen und Gott aufgebaut werden. Die emotional warme Beziehung, die im Priester konkret erfahrbare ist, wird auf Gott übertragen.

In einer solchen Beziehung zu Gott kann der einzelne alles sagen, was ihn bewegt. Er sieht Gott als Partner, der ihn akzeptiert und ihm Zuwendung entgegenbringt. Diese Kommunikation zwischen dem Menschen und Gott ist nichts anderes als das Gebet. Leider verwirklicht das gegenwärtige formalisierte Beten diese Möglichkeit in ungenügendem Maß. Es muß sich neu bemüht werden um echtes Beten, um das Ringen mit Gott, um das Flehen und Bitten, um das Danken, wie es aus den Psalmen bekannt ist. So hätte hier der Liturge die Aufgabe, Gebetshilfen anzubieten und konkrete Gemeindeerfahrungen zum Thema des Betens zu machen.⁷⁷ Überhaupt müßten die Amtsgebete des Priesters von einem einführenden Verstehen geprägt sein. Innerhalb des Gottesdienstes sollten die Mitfeiernden genügend Raum zur Selbstmitteilung, zum öffentlichen oder privaten Gebet haben. Die Einführung meditativer Elemente im Gemeindegottesdienst ist in diesem Zusammenhang richtungsweisend.⁷⁸

Die eben fragmentarisch aufgezeigten anthropologischen Zusammenhänge lassen viele offene Fragen zu Tage treten, der beschwerliche Wege der Konkretisierung ist noch zu gehen. Die humanwissenschaftliche Forschung bietet erste Hilfen an. Um weiterzukommen, muß die Liturgiewissenschaft allerdings selbst empirisch arbeiten, d. h. Gottesdienstmodelle ausprobieren, wis-

⁷⁷ Hier bieten sich die Fürbitten geradezu an; vgl. Karl Schlemmer, Bausteine für den Gottesdienst, 93f.

⁷⁸ Vgl. Karl Schlemmer, Bausteine für den Gottesdienst, 70–73.

senschaftlich kontrollieren und auswerten. Wie dies geschehen kann, hat die Liturgische Bewegung in „vorausschauendem Gehorsam“, der von der Liebe zur Kirche und von Verantwortung geprägt war, deutlich gemacht. Dazu braucht es Mut, der allerdings geboten erscheint, wenn man bedenkt, daß jeder Gottesdienst, in einer echten und warmen Beziehung gefeiert, neben seiner heilsgeschichtlichen Bedeutung auch eine „therapeutische Funktion“ besitzt, also Lebenshilfe im allumfassenden Sinn anbietet.

Schlußbemerkung

Für die Erneuerung der Liturgie haben die Väter des Konzils den Hebel an der notwendigen Stelle angesetzt, indem sie die Fundamente für eine neue Theologie von Liturgie und Sakrament gelegt haben. Doch fruchtet die beste Theologie nichts, wenn sie nicht mit Leben erfüllt und ins Leben umgesetzt wird.⁷⁹ In den Jahren nach dem Konzil ist man an diesen Umsetzungsprozeß zielstrebig und engagiert herangegangen. Die Ergebnisse dieser Arbeit wollen allerdings nicht bis ins letzte befriedigen und berechtigen zu der Frage, ob die Liturgiereform nicht doch zumeist von den Fachleuten ohne die nötige Kommunikation mit der Praxis an der Basis durchgezogen wurde. Und wenn man dann gar die römische Instruktion „Inaestimabile Donum“ (vom 3. 4. 1980) liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob in Rom wieder die Angst vor der früheren Courage Einzug gehalten hätte.⁸⁰ Zweifellos hat es im Gefolge der Liturgiereform bedauerliche Fehlentwicklungen, Dilettantismen und abzulehnende Extreme gegeben. Aber die eigentlichen Fehler bekommt die Instruktion trotz mancher guter Ansätze nicht in den Griff, ihr geht es leider nur um Normen und Äußerlichkeiten, nicht aber um einen gottes- und menschengerechten Gottesdienst. Und gerade deshalb ist die Liturgiereform an kein Ende gelangt, sondern sie geht weiter: *liturgia semper reformanda*. So muß es für die Zukunft gehen um eine lebensnahe Liturgie, in der bei aller Wahrung notwendiger Formen und gesunder Tradition Platz ist für Kreativität und spontanes Handeln, in der Platz ist für persönliche Gottes- und Menschenerfahrung, wie immer sie aussehen mag, in der Platz ist für authentische Gefühle und offene Begegnungen. In einer solchen Gottesdienstfeier wird jeder die Freiheit der Kinder Gottes verspüren, die ihn ermutigt, seine Individualität im Miteinander zu entfalten und zu leben. Ein gottes- und menschengerechter Gottesdienst wird unserem Leben einen Sinn und eine letzte Verankerung geben. Und dies alles wird gelingen, wenn wir uns wieder mehr dem Geist Gottes anvertrauen; denn allein „der Geist schafft Leben“.⁸¹

⁷⁹ Vgl. Rudolf Ruppert, Lebendige Liturgie – ein Lernprozeß der ganzen Gemeinde, 13f.

⁸⁰ Vgl. den konstruktiv-kritischen Beitrag: Sakramentenkongregation – Liturgie im Rückwärtsgang, in: Herder-Korrespondenz Heft 8/1980, Freiburg/Br., 376–377. – Siehe auch: Winfried Blasig, Für einen menschengerechten Gottesdienst, 19f.

⁸¹ Joh 6,63.